

## **„Die Nächstenliebe verzehrt mich und brennt“**

### **Pater Friedrich Spee**

Missionar, Seelsorger, Bekenner

So mancher Peiner Bürger wunderte sich über den Mann, dem er im November 1628 auf seinen Straßen begegnen konnte. Dieser wirkte freundlich und offen, obwohl er bereits an seiner Kleidung als katholischer Geistlicher zu erkennen war. Schlohweißes Haar blickte unter den Rändern des Hutes hervor, obwohl er im besten Mannesalter tatkräftig einher schritt. 37 Jahre alt war der Jesuitenpater Friedrich Spee als er in Peine eintraf. Und er freute sich auf die ihm übertragene Mission im Amt Peine. Eine Aufgabe, die ihn endlich befreien sollte von seinen Erlebnissen als Seelsorger in Hexenprozessen. Geistig und körperlich hatten diese ihn bis an den Rand des Zusammenbruchs gebracht.

Friedrich Spees größter Wunsch war es gewesen, auf den Spuren des hl. Franz Xaver in Asien missionieren zu dürfen. Aber seine Oberen hatten anderes mit dem blitzgescheiterten und frommen Pater vor. Und als guter Jesuit tat man das, was einem befohlen wurde. Auch dann, wenn man dabei auf sich selbst gestellt war. Nun denn, wenn es schon nicht Peking wurde, dann ging Peine wohl auch in Ordnung. Dass seine Arbeit im Amt Peine nur ein gutes halbes Jahr, nämlich bis zum 29. April währen sollte, konnte der einsatzbereite Jesuitenpater noch nicht ahnen. Aber es passte zu Spees Lebenslauf, der häufig an neue Orte versetzt wurde, weil er weder sich selbst noch andere schonte und dadurch immer wieder Gegner- und Feindschaften auf sich zog.

Die Situation in Peine war kirchenpolitisch kompliziert. Das Amt Peine unterstand mit der Stadt und den ungefähr 30 Dörfern seit dem 13. Jahrhundert dem Bischof von Hildesheim als Landesherrn. 1520 hatte Bischof Johann IV. es der Stadt Hildesheim pfandweise überlassen als Entgelt für die Kosten der Stadt aus der Teilnahme an den Kämpfen in der sogenannten Stiftsfehde. Bischof Friedrich von Holstein erhielt von der Stadt Hildesheim 1554 das Amt Peine zurück gegen die Zusicherung, dass die Protestanten in Hildesheim im Besitz ihrer Kirchen verbleiben sollten. Friedrich betrachtete nun gegen alles Recht das Amt Peine, das doch Eigentum des fürstbischöflichen Stuhls und ein Teil des Hochstiftes

gewesen war, als Familienbesitz und vererbte es an den Herzog Adolf von Holstein weiter. Dieser wiederum führte die Reformation ein und zwang die Katholiken nach dem damals allgemein anerkannten Grundsatz „Cuius regio, eius religio“ entweder zu konvertieren oder den Amtsbezirk zu verlassen. Nach schier endlos erscheinenden Verhandlungen erstatteten die Holsteiner im Jahre 1603 dem Hildesheimer Bischof Ernst, der zugleich Kurfürst von Köln war, das Amt Peine zurück. Der Vertrag kam unter zwei Bedingungen zustande. Erstens: Zahlung der Pfandsomme aus dem Jahr 1520. Dafür kam der Hildesheimer Klerus auf. Die zweite Klausel verlangte von dem Bischof, an den konfessionellen Bedingungen nichts zu ändern. Das Amt Peine sollte also protestantisch bleiben. Der Nachfolger von Bischof Ernst, Ferdinand von Bayern, auch er in Personalunion Kurfürst von Köln, sah sich an diese zweite Bedingung nicht gebunden, war sie doch von einem unrechtmäßigen Besitzer erhoben worden und somit rechtsunwirksam. Der weiter schwelende Rechtsstreit wurde jedoch nicht im fernen Köln oder vor einem kaiserlichen Appellationsgericht entschieden, sondern auf dem Schlachtfeld. Am 27. August 1626 besiegte das Heer der kaiserlichen Liga unter Graf Tilly die Expeditionstruppen des protestantischen Königs von Dänemark bei Lutter am Barenberge vernichtend. Daraufhin unterwarfen sich die niedersächsischen Reichsstände, und König Christian IV. verzichtete auf alle Rechte an den deutschen Bistümern.

Nachdem im Dezember 1626 Tilly im Amt Peine Quartier genommen hatte, suchte ihn der Rektor des Hildesheimer Jesuitengymnasiums, des Josephinums, am 4. Januar 1627 auf. Es blieb dabei nicht nur bei der Übermittlung von Glückwünschen und Überreichung von Geschenken an den siegreichen Feldherren, sondern die Unterredungen drehten sich auch um die Intensivierung der Gegenreformation, als deren Träger die Jesuiten seit 1595 offiziell in Stadt und Stift Hildesheim tätig waren.

Es verwundert heute, dass nicht die Patres des Hildesheimer Kollegs mit der Missionstätigkeit in Peine betraut wurden. Vielleicht war ihre Personaldecke für die Tätigkeiten in Stadt und Umland Hildesheim sowie im Josephinum zu dieser Zeit zu dünn. Wahrscheinlicher jedoch ist, dass kirchenpolitisch größere Weichen gestellt werden sollten, auf deren Hintergründe ich jetzt nicht näher eingehen will. Zweifelsfrei wissen wir, dass der kurfürstliche Bischof Friedrich den Jesuitenprovinzial um die Entsendung geeigneter Jesuiten nach Peine bat. Die Wahl fiel auf Friedrich Spee. Sicherlich, er stand just zu dieser Zeit zur freien Verfügung. Denn nachdem Spee seine Ausbildung mit der

Priesterweihe abgeschlossen hatte und als Lehrer an den Jesuitengymnasien in Speyer, Worms, Paderborn und Köln sowie 1627 als Seelsorger u. a. in Würzburg gewirkt hatte, verweigerte man ihm zum neuen Schuljahr 1628 aus formalen Gründen die ordentliche Professur am Kölner Jesuitengymnasium. Es darf aber auch mehr vermutet werden, nämlich dass Spee bereits im Kölner Kolleg durch seine kritische Einstellung zu den Hexenprozessen von sich Reden gemacht hatte. Dann wäre seine Versetzung nach Peine eher ein Abstellgleis gewesen, auf das man ihm auch keinen zweiten Pater, sondern nur einen Jesuitenbruder zur Unterstützung mitgab. Jedenfalls dürfte der Ordensprovinzial Hermann Baving kein Freund Friedrich Spees gewesen sein. Das zeigte sich einige Zeit später im Jahre der anonymen Publikation der *Cautio Criminalis* 1631 sehr deutlich. Baving war zu dieser Zeit Rektor der Jesuitenuniversität Paderborn, Spee dort als Professor tätig. Mitten im laufenden Vorlesungsbetrieb suspendiert Baving Spee von seinem Amt gegen den Einspruch des damaligen Ordensgenerals.

Friedrich Spee traf also Anfang November 1628 in der Stadt Peine ein, versehen mit dem Auftrag die Rekatholisierung im Amtsbezirk durchzuführen. Formal unterstand Spee dem Rektor des Josephinums Pater Augustinus Turrianus. Spee führte der Hinweg bereits über Hildesheim nach Peine, denn so verlief der alte Hellweg aus Paderborn kommend. Turrianus gab ihm ein Empfehlungsschreiben an Jobst Adrian de Wendt, den Peiner Amtmann und Kanoniker von Hildesheim, und an den katholischen Geistlichen in Peine, Werner Witterspach, mit. Pater Spee und sein Begleiter bezogen Wohnung in dem Eckhaus gegenüber dem Rathaus. Im „*Liber Historiae Collegii Hildesheimensis*“, der Chronik des Hildesheimer Jesuitenkollegs, können wir nachlesen, was in den Monaten bis Ostern geschah. Ich werde es in Auszügen wiedergeben:

*„Pater Spee hielt sich von einer öffentlichen Funktion in der Stadt fern, damit so die Konversion der Bürger von Peine als auch der Landleute umso erfolgreicher vorankomme, und dabei nicht ein ungebührlicher Konkurrenzkampf zwischen P. Friedrich Spee und dem Pfarrer, dem sowohl der Amtmann als auch alle Führenden der katholischen Herrschaft unterstanden, entstehen konnte. Er empfing zwischenzeitlich vom Rat des Landesherrn eine Urkunde, die er den Pfarrern und den Landleuten vorzeigen sollte, die den Willen des Fürsten deutlich zum Ausdruck bringen und ihn mit Vollmacht ausstatten sollte. Zum gegenseitigen Kennenlernen besuchte er alle Ortschaften, damit Stadt und Amt Peine ihm vertraut wurden.*

*Pater Spee ließ nichts unbedacht, um schon im Januar des folgenden Jahres(1629),*

*nachdem er die meisten Dorfschaften mit unermüdlichem Eifer auf die katholische Seite gebracht hatte, die Stadt Peine selbst, den Mittelpunkt der Grafschaft, die sich dem Glauben heftig widersetzte, mit Beharrlichkeit unter das sanfte Joch der Kirche zu bringen. Weil, solange die Ursachen der Häresie toleriert würden, alle Mühe umsonst wäre, wurden zuerst die Prädikanten ausgewiesen. So drang er auf ein öffentliches Edikt von der Verwaltung des Fürstbischofs und Administrators von Hildesheim, damit alle die katholische Religion annehmen sollten, ..., dass (ferner) keiner, der sich nicht zum katholischen Glauben bekannt, zur Wahl des Rates, der am 6. Januar neu zusammensetzen war, zugelassen würde. ...Pater Spee kümmerte sich darum, die 4 Stadtteile, die man Korporalschaften nannte, zum Glauben heimzuführen. Ihnen wurden Sitze im neu zu bestimmenden Rat versprochen. ...*

*Es kam das Dreikönigsfest: Die Ratsherren berieten sich bis spät in die Nacht hinein; zu Pater Spee und dem Pfarrherrn liefen immer wieder Boten je zu zweit, um Rat und Vermittlung zu holen, von denen die Ratsleute in Erfahrung brachten, dass man gleichermaßen Gehorsam leisten müsse dem Hochw. Bischof wie dem Landesfürsten. So wählten sie den katholischen Magistrat teils durch faktischen Vollzug, teils nach Vereinbarungen per Handschlag.*

*Jene baten nur, einen nicht allzu engen Zeitraum für die Konversion – nach dem Vorbild des bekehrten Apostels Paulus – vorzusehen; die tief eingepflanzten Glaubensartikel (aus der lutherischen Zeit) ließen sich nicht so einfach ausreißen. Deshalb sollte ein entsprechender Zeitraum bei einer so wichtigen Angelegenheit eingeräumt werden. Die Ratsherren, die den Glauben der Väter (den katholischen) bereits bekannt hatten, gingen den Gläubigen, die zur Reife des Glaubens geführt waren, mit gutem Beispiel voran, indem sie die Sakramente empfangen; die Jugend jedoch sträubte sich.*

*Aber wenn deren Nachkommenschaft weder durch Güte noch durch Strenge dem neuen Dekret nicht gehorchen würde, sollte sie das Bürgerrecht und den Erbenspruch verlieren; verpflichtend wurde sie auf die Weide der katholischen Kirche geführt. Da blieb schließlich noch das widerspenstige Frauenvolk, das noch mehr Schwierigkeiten schaffte; doch endlich geschah es zur Zeit des 40tägigen Fastens zur Ehre Gottes, dass die ganze Stadt katholisch genannt werden konnte.“(Dombibliothek Hildesheim, Beverina J11).*

Die Kollegiumschronik lässt kaum Zweifel darüber aufkommen, dass Pater Spee die Hauptperson der geschilderten Handlungen war. Ausgestattet mit einem fürstbischöflichen Dekret handelte er im Auftrag des Landesherrn. Sein Vorgehen entsprach dem

vorgegebenen Muster: Zuerst wurde die protestantische Geistlichkeit des Landes verwiesen, sofern sie nicht vorher konvertierte oder abdankte. Dann musste der Rat sich dem Landesherrn unterwerfen und sich zur katholischen Konfession durch Empfang der Sakramente bekennen. Das alles verlief in rechtmäßigen Bahnen nach dem im Augsburger Religionsfrieden vereinbarten Grundsatz, dass der Landesherr die Konfession seiner Untertanen bestimmt. Ob Friedrich Spee wirklich die Fäden so straff zog, wissen wir nicht. Schließlich musste der Verfasser der Kollegiumschronik zur Wahrung des Einflusses der Jesuiten im kirchenpolitischen Geschehen der Zeit an einer Erfolgsmeldung interessiert sein. Aber so glatt ging Spees Expedition nicht von statten. Zwar berichtet unsere Chronik davon, dass der Pater in kurzer Zeit 26 Dörfer wieder zum katholischen Bekenntnis führte und mindestens in zweien – in Münstedt und in Schmedenstedt – auch die Pfarrei übernahm sowie in den anderen Gemeinden die Messe hielt, aber es wird auch davon berichtet, dass der Landbevölkerung die neuen Frömmigkeitsformen ziemlich egal waren und sie sich eher dafür interessierten, ob die Dienste des neuen Pfarrers denn jetzt mehr Geld kosteten als unter den Protestanten. In Peine selbst leisteten die Jugendlichen und die Frauen Widerstand. Konnte man den Jugendlichen noch mit dem Entzug des Erbes drohen, so zeigten sich die Frauen wesentlich hartnäckiger. Leider verschweigt die Chronik, ob es Spees seelsorglicher Tätigkeit in der österlichen Fastenzeit oder doch eher dem Druck der Ehemänner geschuldet war, dass sie sich letztlich umstimmen ließen. Ich komme gleich darauf zurück.

Dass Spees Unternehmungen zur Rekatholisierung des Amtes Peine ihm eine erbitterte Feindschaft zuzog, wissen wir seit dem Mordversuch bei Woltporf am 29. April 1629. Amtmann de Wendt berichtete noch am selben Tag in seinem Brief an die Kanzlei des Kurfürsten, Rektor Turrianus wenige Tage später in seinem Schreiben an den Provinzialoberen davon und ausführlich können wir den Tathergang und dessen Folgen in der Hildesheimer Jesuitenchronik nachlesen.

*Am 29. April, am Sonntag Misericordiae, verließ Pater Friedrich Spee, um die Messe in seiner Gemeinde Woltporf zu halten, wegen der Sümpfe und seiner Gebrechlichkeit zu Pferde schon um 6 Uhr morgens Peine. Unterwegs kam er, ohne etwas zu fürchten, durch einen kleinen Wald, wo es eine Abkürzung des Weges gab. Da, an einer engen Stelle, wo es kein Ausweichen gibt, wenn man sie einmal betreten hat, kam ihm unerwartet aus einem Hinterhalt im Schutze des Nebels ein kräftiger Mann auf einem tüchtigen Pferd entgegen. Er zog die Pistole und drohte mit dem Ruf: „Nieder mit dir!“ den Tod an. Der*

*Pater, den Tod vor Augen und ohne die Aussicht, durch Umkehr zu entkommen, vertraute sich, ohne etwas zu sagen, damit er nicht furchtsam erscheine, Gott an und galoppierte kühn auf ihn zu. Der Räuber, der dies bemerkte, schoss aus einer Entfernung von kaum drei Schritten auf unseren Ordensbruder, aber Gott lenkte die Kugel ab.*

*Der Pater trieb das von dem Knall erschreckte und zu Boden gestrauchelte Pferd durch Schnalzen an; und da er bemerkte, dass er selbst und sein Pferd unverletzt waren, versuchte er durch Flucht zu entkommen. Der Feind, darüber verblüfft, dass er am Leben war, richtete eine zweite Pistole auf die Brust des Paters und feuerte ab. Unser Pater, der – sogar an der Kleidung – völlig unverletzt blieb, gab dem Pferd die Sporen, galoppierte, indem er an der Flanke des Gegners entlangstrich, an diesem vorbei und versuchte mit möglichst weiten Galoppsprüngen seine Gemeinde zu erreichen. Der Räuber setzte nach, mit Hieben und Stichen wollte er ihn treffen. Da aber an der so engen Stelle das vorseilende Pferd des Paters Spee dem Verfolger ein bequemes Einholen nicht ermöglichte, blieb er in dem gesamten Waldstück unverletzt.*

*Sobald offenes Gelände erreicht war, überkam den Verbrecher neue Angriffswut. Er holte unser Ordensmitglied mit seinem für solche Untaten prächtig trainierten Pferd ein. Mit der umgekehrten Pistole fiel er über den Pater her, durchschlug, so fest er konnte, mit acht auf dieselbe Stelle geführten Schlägen mit ungeheurer Wucht die Schädeldecke, jagte auf allen Seiten um ihn herum, fügte ihm mit dem Degen wie mit einem Schwert sechs andere Wunden an verschiedenen Körperteilen, zwei Stichwunden an der linken Schulter zu und war vor allem darauf aus, ihn aus dem Sattel zu werfen. Das Pferd des Paters strebte schneller als üblich, da die Gefahr seine Anstrengungen steigerte, in gewaltigen Sätzen auf den Ort Woltorp zu und zwang den Räuber, seine Hoffnung aufzugeben und zurückzubleiben.*

*Als erster erblickt unseren im Galopp heransprengenden und so hässlich zugerichteten Priester derjenige, der vorher der Diener (Pastor) dieses Ortes gewesen war und dem es aus bestimmten Gründen aufgrund der Ausübung irgendeiner Aufgabe erlaubt war, ebendort zu leben. Da er unseren Ordensbruder sehr schätzte, brach er in ein Jammergeschrei aus und wiederholte häufig „O Pater, o Pater, was ist das!? Woher dies Unglück!?“ Unser Pater zu ihm: „Hol warmes Wasser, damit ich mich waschen kann, und kümmere dich um die in der Kirche versammelten Bauern!“ Jener Mann erfüllte in dem Bemühen, unvorbereitet ärztliche Hilfe zu leisten, beides entschlossen, so schnell er konnte. Er forderte die Bauern auf, falls sie Eier hätten, diese schleunigst zu bringen. Nicht wenige Menschen strömten zusammen, man ist entsetzt, seufzt und klagt. jeder*

*bringt eifrig, was zur Hand war.*

*Der unerfahrene „Aesculap“ stieß Blutklumpen, so groß wie eine Faust, vom Kopf auf die Erde und ruft, als er noch mehr Blut erblickt, aus: „Mein Pater, hier nützt kein warmes Wasser, kaltes ist nötig.“ Er ergreift einen Eimer, schöpft Wasser, wäscht ihn und brachte bald, um das Blut zu stillen und die Wunde zu beruhigen, mit den zerschlagenen und auf dem Kopf aufgetragenen Eiern, als ob er einen Kuchen backen wollte, eine Art Verband zustande. Dann, um dem entstellten Gesicht die Form zurückzugeben, trennt er aufgrund tiefster Kenntnis seiner Kunst, die er niemals ausgeübt hat, Haut und ein Stück Fleisch, das hässlich am Kopf herabhing, mit einer Schere, so wie Schafe geschoren werden, nicht gerade kunstvoll ab.*

*Danach geht man zur Kirche. Pater Friedrich sprach, so gänzlich blutbefleckt wie er war, nach Besteigen des Lesepults und dem Verlesen des Evangeliums vom „Guten Hirten“(das gehörte nämlich zum Sonntag) die Anwesenden mit solchen Worten an: „Meine lieben, treuen Schafe! Urteilt ihr, ob ich wegen des Geldes meinen Dienst tue oder ob ich ein guter Hirte bin. Die Zeichen eines guten und liebenden Hirten könnt ihr im Gesicht und auf der Stirn sehen...“ Nach wenigen Worten empfand er Schwindel und, den Kopf an das Pult lehrend, forderte er, sobald er wieder zu sich gekommen war, dazu auf, guten Mutes zu sein und zur Danksagung in der heimischen Mundart, wie es bei den Katholiken üblich ist „Te deum laudamus“ zu singen. Weil alle vor Kummer betroffen waren, sagte er: „Beginne, Küster“. Als jener aber vor Trauer und Betroffenheit zögerte, sagte er: „Warum beginnst du nicht Küster? Singe, singe von ganzem Herzen und mit allen Kräften!“ Man gehorcht schließlich, als ob es sein letzter Wille ist. Das Lied dann ist mehr ein Seufzen als ein Gesang.*

*Der Pater, der etwas ausruht, wird, fast von allen Kräften verlassen, vom Küster unter größtem Schmerz der Anwesenden von der Kanzel herabgetragen. Von dem (evangelischen) Prediger, „dem tollen Herrn Tyle“, wird er zum Transport nach Peine auf ein Pferd gesetzt. Der wünschte, dass man ihm vor den übrigen diese Aufgabe übertrage, seinen Pater zu begleiten und auf dem ganzen Weg zu bewachen, damit er nicht aus dem Sattel herabfalle; und er führte das mit unermüdlichem Einsatz aus, denn nachdem er sein Pferd bestiegen, seine Feuerwaffe ergriffen und quer vor sich gelegt hatte, um sich mit ihr gegen Gewalt zu wehren oder mit einem entgegenkommenden Feind fertig zu werden, nahm er seine eigene Kopfbedeckung ab, setzte die dem Pater auf, der die seine im*

*Kampf verloren hatte, und ritt als Wächter ganz nahe an seiner Seite. Die Bauern, die den Pater wegen verschiedener Gefälligkeiten und Almosen zu Recht verehrten, und andere schlossen sich betrübt dem Trauerzug an.*

*Sobald sie in diesem Aufzug kurz nach 9 in der Stadt ankamen, erhob sich wegen des Predigers ohne Kopfbedeckung und mit Feuerwaffe Gelächter, das urplötzlich, sobald der Pater näherkam und man sah, dass er völlig mit Blut bedeckt war, so lautes Wehklagen unterbrach, dass fast die ganze Stadt auf dem Markt bei der Wohnung unserer Ordensmitglieder zusammenströmte, um zu klagen. Erstaunlich war unter den Menschen, die erst kürzlich bekehrt worden waren, der Eifer, etwas Gutes zu tun, erstaunlich der Wetteifer, wer etwas Besseres herbeibringe: Brühe, herrliches Obst, Zitronen, Latwergearznei und Umschläge.*

*Der ehrwürdige und hochangesehene Herr Amtmann Jodocus Adrianus de Wendt brach, nachdem er die Nachricht von dem Unglück des Paters erhalten hatte, in Tränen aus und schickte sofort einen Fähnrich, Reiter und Soldaten zu Fuß aus, um die Räuber aufzuspüren und zu ergreifen, und zugleich Leute, die mit seinem Reisewagen schleunigst den Arzt des Kollegiums und einen sehr erfahrenen Chirurgen aus Hildesheim herbeibringen sollten. Am folgenden Tag, als der Pater in den Wagen desselben Amtmannes gesetzt worden war und zum Transport nach Hildesheim abfuhr, erhoben sich in unglaublichem Maße Klagen, Seufzen, Wehgeschrei, Tränen und Jammer.*

*Sobald der breiten Menge in Hildesheim bekannt wurde, dass ein Jesuit schwer verwundet in die Stadt gebracht werde, spottete man auf der Straße. jemand sagte mit dem Beil in der Hand: „Für den Papst! Dieser Nichtsnutz ist dem Tod entkommen, warum schleudere ich nicht das Beil nach ihm?“ Lebhaft frohlockte im Sieg die Bosheit, schon pries man die Tat und drohte, alle Mitbrüder müssten auf dieselbe Weise umgebracht werden.*

*Doch Gott ist es, der Tod und Leben verleiht, der zu den Toten hinab- und zurückführt. Denn dem Pater ist durch die sehr sorgfältige Bemühung des Arztes und der Chirurgen die Gesundheit einigermaßen zurückgegeben worden.*

In den heutigen Darstellungen dieser Ereignisse wird meistens nicht mehr erwähnt, dass Spee nach seinem 11wöchigen Krankenlager im Josephinum wieder nach Peine zurückkam. Auch das ein Beleg für seine Unbeirrbarkeit. Die Kollegiumschronik weiß



davon Folgendes zu berichten: *„Ebenso wie seine Abreise bei den Einwohnern von Peine Trauer, so rief seine Rückkehr Freude hervor. Nach sehr günstiger Erledigung aller Angelegenheiten beendete Pater Friedrich seine Missionstätigkeit, hinterließ aber bei den Einwohnern von Peine eine so große Zuneigung zur Gesellschaft Jesu, dass sie die Weihnachtsfeierlichkeiten ohne die Anwesenheit eines Priesters, der aus dem Kollegium herbeigerufen worden war, nicht beginnen wollten. Pater Kleykamp aus Münster ist dorthin geschickt worden. Solche Zurückhaltung und Andacht legten sie zur Zeit des Gottesdienstes an den Tag, dass sie dem Pater Bewunderung, dem Amtmann aber Freudentränen abnötigten. Und dies jedenfalls so weit über die Missionstätigkeit in Peine.“*

Erkennbar ist die Absicht des Rektors der Hildesheimer Jesuiten, ihr Unternehmen in Peine als Erfolg zu verbuchen. Tatsächlich hatte der anonyme Attentäter aber erreicht, dass das Engagement der Jesuiten im Amt Peine nicht fortgeführt wurde.

Wenige Jahre später, nämlich 1634, besetzten schwedisch-welfische Truppen das Hochstift Hildesheim. Damit fand auch die Rekatholisierung Peines ihr Ende. Erst nach dem 30jährigen Krieg mit der Ansiedlung der Kapuziner 1669 wurde wieder ein regelmäßiges katholisches Leben in Peine möglich. Der Chronik der Kirchengemeinde können wir einen interessanten Nachhall der konfessionellen Streitigkeiten in Peine entnehmen. Als im Jahre 1909 eine Gruppe katholischer Frauen eine Gedenktafel an dem ehemaligen Wohnhaus Spees neben dem Rathaus stiften wollte, untersagte der Bürgermeister Dr. Meyer die Bezeichnung „S.J.“ hinter dem Namen Spee. Er begründete, dass die protestantischen Einwohner Peines daran Anstoß nehmen würden. Nach weiteren Verhandlungen konnte schließlich ein „P.“ vor den Namen gesetzt werden. Auf der Marmortafel war dann in goldener Schrift zu lesen: „Hier wohnte 1628/29 P. Friedrich v. Spee. Dichter, Vorkämpfer gegen den Hexenwahn“.

Lassen Sie mich noch einmal zurückkommen auf Spees Missionstätigkeit. Offensichtlich hatte er sich in Peine auch den Respekt von protestantischen Geistlichen erwerben können durch seine bescheidene Lebensführung, seine persönliche Frömmigkeit und Mildtätigkeit sowie durch seine theologisch fundierte Seelsorge. Das alles passt sehr gut in das Bild, das wir aus Spees hinterlassenen Schriften gewinnen können.

Ich möchte Ihnen drei Briefe und ein Buch Spees vorstellen, aus dem wir entnehmen können, wie der Pater das Glaubensgespräch mit Menschen führte. Die drei Briefe stammen aus der Zeit vor Spees Missionstätigkeit in Peine. Sie wurden erst 1874 bekannt,

nachdem sie bei Forschungsarbeiten über den bedeutenden Universalgelehrten Leibniz in dessen Nachlass entdeckt worden waren. Der Protestant Leibniz war ein großer Bewunderer Spees und plante, selbst eine Biographie des Jesuiten zu verfassen. Von Hannover aus stand Leibniz in Kontakt mit den Patres vom Josephinum. Mehrfach wies er mit höchster Anerkennung auf Friedrich Spees geistliche Übungen in dem „Goldenen Tugend-Buch“ hin. Erst posthum publiziert, entstand es vermutlich zwischen 1632 und 1634. Leibniz dürfte vor allem deshalb an den drei Briefen Spees und an dem „Goldenen Tugend-Buch“ interessiert gewesen sein, weil darin Gespräche über die religiöse Wahrheit und über das religiöse Leben geführt wurden. An diesen Religionsgesprächen arbeitete auch Leibniz in Verpflichtung auf sein Vorbild Friedrich Spee.

Beginnen wir mit einem kurzen Blick auf die drei Briefe. Der erste richtet sich am 4. Juli 1624 an den protestantischen Junker Heinrich Dietrich von und zu Niehusen, den Spee während seines ersten Aufenthaltes in Paderborn kennenlernte. Zu Beginn des Briefes versichert Spee Niehusen seine Aufrichtigkeit und den Respekt vor dessen Gewissenhaftigkeit. Er bietet ihm an, für ein seelsorgliches Gespräch bereit zu stehen, ... *dass mir sicherlich keine Nacht so dunkel, kein Wetter zu ungestüm, kein Regen so groß, keine Kälte so bitter sein würde, dass ich nicht bereit und mit Freudigkeit meines Gemütes imstande sein wollte, auf Händen und Füßen des Abends hin und des Morgens wiederum zurückzukriechen, ...* (Zitiert aus: Karl Keller, Friedrich Spee von Langenfeld. Seelsorger, Dichter, Humanist. Kevelaer 1968, Seite 81-86). Spee betont die Ernsthaftigkeit seines Anliegens, Niehusens Seelenheil zu retten. Er wolle ihn nicht betrügen, denn dann würde ihn Gott selbst zur Rechenschaft ziehen, deshalb müsse er Niehusen aber deutlich sagen, dass er sich auf einem Irrweg befände. Spee redet also nicht lange um das Thema herum, sondern weiß offensichtlich aus seiner Begegnung mit Niehusen, dass dieser auf Ehrlichkeit und Ehre baut. Bevor Spee jetzt in die eigentliche theologische Argumentation eintritt, hebt er die rechtschaffene Überzeugung und die existentielle Gewissheit hervor, mit der er und alle Jesuiten für die Wahrheit des Glaubens einstünden: ... *Es nenne uns doch einer ein einziges Meer, so groß und ungestüm, einen einzigen Ort in der Welt, so weit und fern, ein einziges Volk, so wild und grausam, wo wir nicht den Namen des Gekreuzigten und sein heiliges Evangelium verkünden und Gottes Lob vermehren? Und wie wollte Gott der Allmächtige unser vergessen können, da wir uns seinetwegen also in aller Welt bemühen und er uns dennoch mitten in der Finsternis und im Unglauben mit allen unseren so frommen und treuherzigen Vorfahren stehen ließe?* Das sind rhetorisch

geschickt gestellte Fragen, die den Junker in seiner eigenen Lebenseinstellung treffen sollten: Wer sich mutig und standhaft für seinen Herrn einsetzt, den lässt der Herr nicht fallen. Das ist adelige Lehensphilosophie.

Nachdem Spee so den Boden bereitet hat, tritt er in eine Argumentation ein, die sich an das Gewissen und an die Vernunft seines Lesers richtet. Dabei empfiehlt er Niehusen, seine Darlegung in Ruhe und Abgeschlossenheit zu betrachten. Man teile doch das Glaubensbekenntnis und sei auch gemeinsam davon überzeugt, dass es die eine heilige allgemeine Kirche gäbe. Das könne aber nur die päpstlich römische sein, denn die Reformation sei weder auf der ganzen Welt bekannt noch den Vorfahren bekannt gewesen. Somit sei sie räumlich und zeitlich begrenzt, also nicht allgemein. Wenn Niehusen also anerkennen müsse, dass es nur die eine heilige katholische und apostolische Kirche gäbe, dann könne er aber nicht entgegenen, dass das Verständnis vom Abendmahl als wichtigsten Sakrament der Kirche die Differenz der Protestanten zu den Katholiken markierte, denn damit würde er leugnen, dass es nur die eine katholische Kirche gäbe und damit der Logik widersprechen.

Spee fährt fort: *Es sagt der Apostel Paulus voll des hl. Geistes und somit durch ihn der hl. Geist: Die Kirche ist eine Säule und eine Grundfeste der Wahrheit. Ich aber muss jetzt von E. G. hören, die Kirche fehle und widerstrebe der Wahrheit. Wie ist es möglich, dass dann E.G. dem hl. Geist und dem Apostel glauben?* Damit legt der Jesuit den Finger in die Wunde: Ist die Wahrheit der Offenbarung von der subjektiven und aktuellen Anerkennung abhängig oder ist sie den Menschen vorgegeben und damit Inhalt der Tradierung?

Spee überredet nicht, sondern er will auf dem geistigen Niveau seines Briefpartners diesen überzeugen und zwar um dessen eigenen Heils willen. *Allein Gott weiß, wie sehr ich es mir um Eurer Gestrengen Seligkeit in meinem Herzen angelegen sein lasse, und ich weiß auch gewiss, dass E. G., welchen Weg er auch einschlage, meiner eingedenk sein wird.* Friedrich Spee unterscheidet zwischen der Person, der er höflich, aber bestimmt gegenüber tritt, und der Sache, die er deutlich und ohne Scheu artikuliert. Zum Ende des Briefes an den Junker Niehusen formuliert er eine Selbstcharakterisierung, die seine Missionstätigkeit bestimmt und als Lebenseinstellung begleitet, aber ihm innerhalb und außerhalb des Ordens nicht nur Freunde verschaffte: *Ja, sogar selbst wenn ich alle Welt erzürnen sollte, so will ich doch nicht aufhören, von einer so wichtigen Materie und ohne*

*Umschweife und Bedenken sprechen, weil das ausdrückliche Wort Gottes so ernst und heftig uns Menschen ermahnt. Zumal weil auch Christus selbst gesagt hat, er sei nicht gekommen, den Frieden zu senden, sondern das Schwert, so bin auch ich nicht gekommen, den Menschen in den Ohren zu kitzeln und ihnen nach dem Mund zu reden, sondern rundheraus die gründliche Wahrheit zu verkünden, auch wenn sie die Herzen der Weltkinder wie ein schneidendes Schwert durchdringen und verwunden sollte.* Die Bindung allein an die Wahrheit lässt Spee zu einer Freiheit finden, die ihn von jeder Zustimmung anderer unabhängig macht.

Von den beiden Briefen, die Friedrich Spee im Frühjahr 1628 an die drei kalvinistischen Edelfräulein von Stein nach Lübsdorf bei Köln schrieb, soll vorweg gesagt werden, dass Spee mit der Familie Stein – ebenso wie mit Niehusen – einen persönlich freundschaftlichen Umgang über alle konfessionellen Grenzen hinweg pflegte. Spee war offensichtlich von seinem Oberen ursprünglich für die Adelsseelsorge ausgewählt worden. Das war nicht unklug, stammte er doch selbst aus altem rheinischem Adel und besaß dadurch einen direkteren Zugang. Es darf wohl davon ausgegangen werden, dass Friedrich Spee noch weitere „Bekehrungsbriefe“ an andere Adressaten gesandt hat, um die geführten Gespräche abzurunden und etwas zu hinterlassen, was man immer wieder hervorholen und erneut bedenken konnte. Bekannt sind uns bis heute nur diese drei Briefe. Hervorhebenswert ist, wie sehr sich Spee in der Anlage seiner Briefe auf die Empfänger einlässt. In seinem Brief an Niehusen argumentiert Spee logisch klar und theologisch eindeutig. Anders in seinen beiden Briefen an die Schwestern Stein. In dem ersten Brief erzählt er eine Parabel. Allein diese weiterzugeben und einzuordnen, bedürfte es eines eigenen Vortrags. In seinem zweiten Brief legt er diese Parabel aus und bezieht sie auf die jungen Frauen. Das zeugt von einer pädagogisch geschickten Vorgehensweise. In Spees Bekehrungsbriefen wird erkennbar, dass er seinen Gesprächspartnern mit Achtung vor ihrer persönlichen Integrität, aber auch mit Klarheit in seiner theologischen Position begegnet.

Mit den kalvinistischen Schwestern Stein erörtert Friedrich Spee keine speziellen dogmatischen Lehren, sondern er denkt mit ihnen nach über die Gewissheit im Glauben und über die Notwendigkeit, ein Leben aus dem Glauben zu führen. Wir werden gleich noch sehen können, dass Spee hierbei einen wichtigen Ansatz für seine Missionstätigkeit entfaltet und eine Grundlage für das interkonfessionelle Gespräch eröffnet. Spee redet

den jungen Frauen zunächst ins Gewissen, sich über die Ernsthaftigkeit der Glaubensentscheidung bewusst zu sein: *Habt Ihr auch auf diese so wichtige Sache, darin Euer Leib und Leben, Seele und Seligkeit, ewiges Heil und Unheil bestehen, so viel des Fleißes, soviel der Aufmerksamkeit, soviel Zeit und Kosten, soviel Arbeit aufgewendet, als Ihr aufgewendet habt auf Schreiben- und Lesen-Lernen, als auf Nähen und Stricken, als auf Spaltenwerk und Kantenmachen, so sogar auf Spielen, Tanzen, Lautenschlagen, Karten- und Brettspiel, Tricktrack und Geselligkeit? Rechnet aus um Gottes Willen alle die Stunden, die Ihr in dergleichen weltlichen Stücken habt zugebracht, und wenn Ihr sodann nur den vierten Teil der Zeit und des Fleißes aufgewandt habt, Euch zu erkunden, welches doch unter gar so vielen der einzig wahre, rechte, allein seligmachende Glaube wäre, dem Ihr Eurer Seelen und Seligkeit sicher anvertrauen könntet, so will ich kein einziges Wort mehr sagen,...*(Zitat nach ebenda, Seite 73–80) Pater Spee führt also seinen Schützlingen als erstes vor Augen, womit sie ihren Alltag füllen, um sie dann zu ermahnen sich die Zeit zu gönnen, der Frage nach dem für sie tragfähigen Glauben nachzugehen. Dabei betont er die Notwendigkeit und die Freiheit zur Glaubensentscheidung: *Ich sage auch nicht, welcher Glaube unter allen der einzig gerechte sei, dies alles lasse ich unbeurteilt, sondern ich sage und frage, was ich um etliche Male gesagt und gefragt habe, woher doch Euer Liebden also sicher und gewiß sein wollen, dass Sie unter so vielen falschen Glauben den einzig gerechten also richtig angetroffen haben.*

Nachdem Spee so die Notwendigkeit, die Ernsthaftigkeit und die Freiheit zur Glaubensentscheidung betont hat, widmet er sich nun den gängigen Wegen der Glaubensbegründung. Seine erhellende Kritik an den drei Möglichkeiten möchte ich wieder im Originalton des zweiten Briefes an die Schwestern Stein vortragen: *...sagt an, wie, warum, woher, durch was für Mittel oder Kennzeichen seid Ihr gewiss, dass Ihr unter so vielen Glauben, die sich alle für den rechtmäßigen ausgeben, sich alle auf das helle Wort Gottes berufen, den einzigen rechten gleich eben also schnurstracks angetroffen habt? Wollt Ihr vielleicht darum meinen, dass Ihr es getroffen habt und Euer Glaube der rechte ist, weil Ihr darin geboren und aufgezogen worden seid? Solches ist ein schlechtes Fundament; denn auch die Juden und Wiedertäufer sind in ihrem Glauben geboren, und doch glaubt ihr, dass sie fehlen. Wollt Ihr aber darum der Meinung sein, dass Euer Glaube der rechte sei, weil Ihr es in Eurem Herzen also empfindet und euch der Heilige Geist einredet, dass ihr nicht fehlet, so ist auch dieses ebenso Selbsttäuschung; denn die Wiedertäufer und alle anderen sagen genauso, dass sie es in ihren Herzen also empfinden und es ihnen der Heilige Geist verständlich eingebe, so dass sie nicht fehlen,*

*und sie werden dennoch betrogen. Wollt Ihr aber endlich deshalb der Ansicht sein, Euer Glaube sei der rechte, weil Ihr meint, er sei in der Hl. Schrift begründet, so könnt Ihr Euch auch nicht darauf berufen, weil dasselbe auch alle anderen sagen, ein jeder von seinem Glauben, ... So sehet Ihr nun zur Genüge, dass der Sachverhalt noch nicht so rein und klar ist, wie Ihr vielleicht meint.* In diesen Ausführungen hinterfragt Friedrich Spee die subjektive Gewissheit des Glaubens. Auf die positive Darlegung der katholischen Glaubenslehre, die als nächstes folgen müsste, verzichtet er in seinen Briefen an die Schwestern Stein. Hier ließe sich dann der Missionsbrief an Niehusen anschließen.

Wir haben also jetzt in etwa ein Bild gewinnen können vom missionarische Vorgehen Pater Spees. Er berücksichtigt die Persönlichkeit und den Verständnishorizont seines Gesprächspartners und anerkennt die Freiheit zu der gewissenhaft vollzogenen Glaubensentscheidung. Auf dieser Grundlage geht er in drei Schritten voran. Zunächst macht er die Notwendigkeit einer ernsthaften Prüfung des Glaubens bewusst, danach leitet er dazu an, die subjektive Gewissheit des eigenen Glaubens zu hinterfragen, um danach dann kontroverstheologisch die katholische Glaubenslehre als richtig und wahr zu begründen.

Haben wir damit sozusagen die Außenseite von Spees missionarischer Seelsorge beleuchtet, so gibt es auch noch eine Innenseite. So jedenfalls möchte ich sein „Güldenes Tugend-Buch“ bezeichnen, Spees meditative Unterhaltungen mit seinen erwachsenen Beichtkindern. Wir dürfen uns sicherlich vorstellen, dass sich darin auch Gedanken wieder finden lassen, die er in seinen Predigten und seelsorglichen Gesprächen im Amt Peine geäußert hat. Ein Originalmanuskript vom „Güldenen Tugend-Buch“ ist nicht erhalten geblieben. Wir wissen deshalb auch nicht, ob Spee es 1634 in Trier oder bereits zwei Jahre zuvor in Köln verfasst hat. Jedenfalls wurde es erstmals 1649, also bereits einige Jahre nach Spees Tod in Köln publiziert. Sein Verleger Wilhelm Friessem stellt sich in einem Vorwort selbst als Schüler und Beichtkind Spees vor. Im selben Jahr gibt er auch die „Trutznachtigall“, die geistlichen Gedichte Spees heraus.

Es fällt schwer, den Inhalt des „Güldenen Tugend-Buches“ wiederzugeben. Einmal wegen des über 550 Seiten großen Umfangs, dann aber auch wegen der Vielfalt der Einblicke und Anregungen. Ich will mich deshalb sehr stark beschränken und nur einige Charakteristika, die in unserem Zusammenhang von Belang sind, hervorheben. Friedrich

Spee hat mit seinem „Gülden Tugend-Buch“ Anleitungen zu alltäglichen geistlichen Übungen für Laien vorgelegt. Der Hauptteil gibt Anregungen für ein Leben nach den göttlichen Tugenden Glaube, Liebe und Hoffnung. Wir kennen auch andere in der Barockzeit gerade auch von Jesuiten verfasste Andachtsbücher für die Gläubigen. Deren Existenz widerlegt das häufig von Protestanten geäußerte Vorurteil, die Frömmigkeit von Katholiken beschränke sich auf die Anwesenheit bei einer von einem Priester zelebrierten Messfeier und auf einige eher heidnische Alltagsrituale. Mit seinen 35 Übungskapiteln ist der Abschnitt über die Liebe am ausführlichsten ausgefallen. Spee regt an, dass man sich den Übungen pro Tag etwa eine Viertel- bis eine halbe Stunde widmen sollte. Der Einstieg in die Übungen ist das Sitzen vor dem Kreuz. Immer wieder erteilt Spee die Anweisung „Setze dich auf die Knie nieder“. Der Einzelne ruht vor Gott und blickt auf den Gekreuzigten. Mit diesem ersten Schritt des Sehens beginnen die Übungen, die zugleich auch dazu anleiten, auf das eigene Leben zu blicken. Das Urteilen als der zweite Schritt der Übungen geht dann bereits aus der nächsten Anweisung Spees hervor: „Mache das Kreuz, bete den Glauben.“ Das Kreuzzeichen und das Glaubensbekenntnis bereiten darauf vor, für die folgenden Gedanken zur Bibel, zu den Sakramenten, zur Messfeier, zum Kirchenjahr, zum Vaterunser und zu weiteren Glaubenslehren offen zu werden. Meistens werden diese Meditationen rückgebunden an Alltagserlebnisse, häufig gibt Spee eigene Gedichte und Liedtexte hinzu. Da die Zielrichtung der Übungen ist, im Angesicht Gottes die Kraft zu gewinnen für den Entschluss, in seinem Leben die göttlichen Tugenden zu verwirklichen, enthalten die Kapitel in einem dritten Schritt Anregungen zum Handeln. Zur Illustration möchte ich nur einige nennen:

In dem Glaubenskapitel regt Spee an „Lege dir ein Bilderbuch zu.“ Zur Auswahl macht er keine näheren Angaben als dass es einfache, in schwarz und weiß gehaltene Bilder zur Bibel sein sollen. Das genaue Betrachten der Bilder hilft bei eigenständigen Übungen zum Glauben.

Die Tugend der Liebe lässt sich, so schlägt Spee vor, an der bewussten Wahrnehmung der Uhr einüben. Wer eine Uhr an einer Halskette trägt, soll sich am Morgen, wenn er die Uhr stellt, sagen, so will ich heute mein Herz auf Jesus Christus ausrichten. So wie die Uhr an meinem Herzen hängt, so soll Gott an diesem Tag in meinem Herzen sein. Und wenn das Uhrwerk zur vollen Stunde schlägt, soll man sagen: „Gelobt sei Gott in Ewigkeit. Amen.“ Abends vor dem Schlafengehen erinnert einen die Uhr daran, ob an diesem Tag

das Herz für Gott geschlagen hat. Mit dieser Übung hat Spee das Stundengebet der Mönche wörtlich genommen und in den Alltag von Laien übertragen. Übrigens weiß Spee auch, dass eine Uhr ein Luxusgegenstand ist, den sich zu seiner Zeit noch nicht viele leisten konnten. Deshalb erteilt er in einem Zusatz den Rat, sich „nach der Stadtuhr zu richten“.

Ich will noch eine zweite Übung aus dem Kapitel zur Liebe nennen. Diese besteht aus 99 Zahlentäfelchen, von denen pro Tag eine blind zu ziehen ist. Dahinter stehen 99 konkret bewältigbare Taten der Nächstenliebe, etwa Nachtwache an einem Krankenbett, Teilnahme an der Beerdigung eines Armen, Fremden Herberge gewähren, Witwen Unterhalt schaffen, Armen die Kleider flicken, vom besten Essen ins Spital bringen, armen Studenten die Bücher bezahlen, Geld leihen an Notleidende ohne Zins usw.

Ein letztes Beispiel aus dem Kapitel über die Hoffnung soll unseren Durchgang durch das „Güldene Tugend-Buch“ abschließen. Spee hat es betitelt „Eine Übung in der Not“ und es widmet sich grundlegend den sehr realen Alltagsnöten, die er in diesem Kapitel behandelt. Der erste Rat seiner Übung lautet, in Bedrängnis und Not musst du nicht mehr tun als sonst auch. Es mag überraschen, dass er keine beschwichtigenden Worte parat hält. Aber Spee meint: Stelle dich zunächst erst einmal deiner Not. Sein zweiter Rat lautet, nimm dir Zeit zum Weinen: „Weine dich ganz aus soviel du kannst.“ Dann rät er zum Seufzen „gar langsam und tief“. Im langsamen Ausatmen soll die Not, die Angst, die eng macht und den Atem stocken lässt, los gelassen werden. Das Herz wird leichter, Seele und Leib spüren die Erleichterung. Friedrich Spee erteilt den Rat, beim Seufzen zu Wiederholen „Ach Jesu! Ach Jesu!“ Das Loslassen kann vertrauensvoll auf Jesus geschehen, vor dessen Kreuz der Notleidende sitzt. Zum Abschluss führt Spee Gebete und Lieder auf, die geeignet sind, die Situation einzufangen, z. B. das bekannte Lied „Bei finster Nacht, zur ersten Wacht“. So macht diese Übung die Not selbst zum Gegenstand der Meditation, um Selbstvergewisserung und Hoffnung zu ermöglichen.

Wie gesagt, der große spirituelle Reichtum des „Güldenen Tugend-Buch“ kann hier nur angetippt werden. Aber der Seelsorger Friedrich Spee tritt uns dabei doch plastisch vor Augen. Es sind konkrete Menschen in ihren Alltagssituationen, denen Spee als Seelenführer dienen möchte. Er speist sie nicht mit theologischen Allgemeinplätzen ab, sondern meditiert mit ihnen ihre Angst, Not, Verzweiflung, Unsicherheit. Er betet den Alltag



der Menschen und geleitet sie so zu Jesus Christus. Seine pastorale Pädagogik kommt aus einer innigen Christusfrömmigkeit. Das dürften auch die Menschen in Peine und den umliegenden Dörfern gespürt haben, dass da einer zu ihnen kommt, der nicht die kirchliche Obrigkeit repräsentieren will, sondern sie und ihr Seelenheil zu seiner eigenen Sache macht.

Nachdem Friedrich Spee von seinen Verletzungen geheilt war – obwohl man das eigentlich nicht wirklich sagen kann von einem Mann, der in den noch verbleibenden Jahren seines Lebens unter heftigsten Kopfschmerzen litt – und nachdem er seinen Auftrag in Peine offiziell abgeschlossen hatte, trat er einen Genesungsurlaub im Kloster Corvey an, wo ein Verwandter als Prior wirkte. Im Herbst erst traf er auf dem Jesuitengut Kloster Falkenhagen ein zur weiteren Rekonvaleszenz. Es ist schon merkwürdig, dass Spee sich kurzzeitig außerhalb des Ordens in Corvey aufhielt und nicht im Josephinum blieb. Erst später, einige Jahre nach seinem Tod, kehrte Spee in Gestalt seiner Ansichten und Lehren noch einmal nach Hildeheim zurück. Einer seiner Paderborner Schüler, der Jesuit Hermann Busenbaum, leitete von 1643 bis 1647 den Wiederaufbau des Josephinums nach dessen Zerstörung durch die Braunschweiger Besatzungstruppen. In seinem eigenen, hoch angesehenen Lehrbuch zur Moraltheologie gedachte Busenbaum im Vorwort mit Dankbarkeit seines Lehrers Friedrich Spee. Als Rektor Baving 1630/31 alle Anstrengungen unternahm, Spee aus seiner Lehrtätigkeit in Paderborn zu entfernen, begründete er es mit seinem negativen Einfluss auf seine Studenten, unter denen auch besagter Busenbaum saß. Baving sollte also Recht behalten, Spee hinterließ einen bleibenden Eindruck bei seinen Schülern, aber zweifellos nicht den schlechtesten.

Das Woltorfer Attentat muss für Pater Spee der entscheidende Wendepunkt in seinem Leben gewesen sein. In seinem posthum veröffentlichten „Gülden Tugen-Buch“ fügt er seiner Auslegung des Bekenntnisses zur Dreifaltigkeit Gottes ein pastorales Gedicht hinzu:

*„O Gott und Herr wie wollt ich gern  
für dich mein Blut vergießen?  
Nichts auf der Welt mich rückwärts hält  
für dich den Tod zu leiden?  
Wenns dir gefällt bin wohl gestellt  
noch heut von dir zu scheiden.“*

Friedrich Spee fühlt nunmehr sein innerstes Verlangen, auch das Martyrium für den wahren Glauben auf sich zu nehmen, erhört. In den Monaten seiner Genesung wird er sich deshalb stark genug gefühlt haben, um einen großen Teil seiner geistlichen Dichtungen und die „Cautio Criminalis“ verfassen zu können.

Mit der „Cautio criminalis“, den „rechtlichen Bedenken wegen der Hexenprozesse“, ist Friedrich Spee in die Weltliteratur eingegangen. Sein Bekenntnis für Recht, Gerechtigkeit und Menschenwürde und gegen Vorurteile, Gefühllosigkeit und Machtmissbrauch haben ihn zum unsterblichen Vorbild werden lassen. Dabei lässt sich bis auf den heutigen Tag vieles zur „Cautio criminalis“ in der Biographie Spees gar nicht richtig verorten. Zweifellos war Spee aus eigenem Erleben gegen die Umtriebe der Hexenprozesse vorgegangen, aber wo und wann hat er diese Erfahrungen gemacht? War es in Würzburg, einer Stadt mit einem besonders exzessiven Hexenwahn, wo Spee zwischen 1612 und 1615 studierte und 1626/27 als Seelsorger in Hexenprozessen gewirkt haben soll? Oder war es der Aufsehen erregende Prozess gegen Katharina von Henot, die 1627 in Köln verurteilt wurde, in einer Zeit, als Spee am dortigen Jesuitengymnasium unterrichtete? Und in welchem Zeitraum können wir die Abfassung der Cautio criminalis datieren: 1627/28 in Köln oder erst 1629/30 in Falkenhagen oder Paderborn?

Letztlich muss auch die Frage ungeklärt bleiben, wer im Jahre 1631 die anonyme Publikation der Erstausgabe der Streitschrift in Rinteln lanciert hat? Und auch, wer dafür gesorgt hat, dass trotz der drohenden Gefahr für Spees Leib und Leben die zweite Auflage in Frankfurt/M. im Jahr danach erschien. Friedrich Spee hat sich zu all diesen Fragen nicht geäußert, deshalb sollen sie auch für uns heute als unbeantwortet stehen bleiben.

Jedenfalls treffen wir Spee ab November 1629 wieder in Paderborn an. Er lehrt Moraltheologie am Jesuitenkolleg. 1630/31 interveniert Rektor Baving gegen ihn – wir haben es bereits gehört – wegen seines ungünstigen Einflusses auf die Studenten. Es ist nicht klar, ob Spee sich hier bereits öffentlich in seinen Lehrveranstaltungen zu den Hexenprozessen geäußert hat, aber er verliert seinen Lehrauftrag und wird zum Streitgegenstand unterschiedlicher Interessenvertreter in seinem Orden. Als im März 1631 die „Cautio Criminalis“ erscheint, eskaliert der Streit. Spees Verfasserschaft schien unter den Jesuiten bekannt zu sein. Er wird aufgefordert zu widerrufen, weigert sich aber. Noch hält der Ordensgeneral zu ihm und verhindert den Ausschluss Spees aus dem Jesuitenorden. Im September 1631 verhelfen ihm seine Verbündeten zu einer Professur am Kölner Jesuitengymnasium. Ein gutes halbes Jahr später wird ihm diese Lehrtätigkeit

wieder entzogen, weil die Beschwerden über Spees Ansichten zur Hexenfrage beständig anwachsen. Der Ordensgeneral will Spee jetzt aus dem Orden ausschließen oder zum Austritt bewegen. Das verhindert wiederum der Kölner Provinzial Nickel. Er versetzt Spee nach Trier, wo dieser von Ende 1632 an wieder Moraltheologie lehrt und als Beichtvater der Seminaristen tätig ist.

Zwei Jahre lang ist Spee ein Gejagter und Gehetzter – von seinen eigenen Leuten. Er aber hat widerstanden und er hat es überstanden. Sein Bekenntnis hat er nicht widerrufen, obwohl wir vielleicht alle ein wenig davon erahnen können, was Pater Spee durchgemacht haben muss in einer Ordensorganisation, die auf Pflicht, Gehorsam und Geschlossenheit aufbaut. Denn darum ging es mittlerweile: um das Ansehen der Jesuiten. Viele seiner Ordensbrüder, die gegen Spee opponieren, mochten mit seiner Position zu den Hexenprozessen durchaus konform gehen. Aber ein Buch zu veröffentlichen ohne Druckerlaubnis der Oberen, ist disziplinos, und sich davon nicht reuevoll zu distanzieren, bedeutet Ungehorsam. Zudem wartete die nicht geringe Zahl von Gegnern der Jesuiten unter den Bischöfen, Domherren, Ordensgemeinschaften, Militärs und Adeligen nur darauf, dass ein Jesuit öffentlich gegen kirchliche Interessen verstieß, um das dann gegen den gesamten Orden ins

Feld zu führen. Man befand sich mitten im 30jährigen Krieg und erwartete die Geschlossenheit aller katholischen Kräfte. Spees *Cautio criminalis* bot also Anlass genug, die Jesuiten insgesamt als unsichere Kandidaten zu brandmarken. Von dieser Gefahr wussten die Gegner wie die Verbündeten Spees unter den Jesuiten. Dass Spee letztlich nicht aus dem Orden ausgeschlossen und damit weltlichen oder kirchlichen Gerichten überlassen wurde, muss nicht als inhaltliche Zustimmung gewertet werden, sondern kann auch aus einer Ordenssolidarität erwachsen sein, die gebot, innere Angelegenheiten selbst zu regeln, keinen Jesuiten ohne Schutz zu lassen und schon gar nicht, sich äußerem Druck zu unterwerfen.

Lassen Sie mich noch kurz auf einige inhaltliche Positionen aus Friedrich Spees Bekenntnisschrift „*Cautio criminalis*“ eingehen. Dabei übergehe ich die religiösen und rechtlichen, politischen und sozialen Implikationen des Hexenwahns und versuche die bleibende Bedeutung von Spees Protest herauszuarbeiten. Spees Ansatz ist ein durch und durch pastoraler, er versteht sich als Hirte und Seelsorger der ihm anvertrauten Menschen. Er sagt den notleidenden und verängstigten Menschen die Barmherzigkeit Gottes, die rettende Liebe Jesu Christi zu. Wie kann aber dieser Pastor Menschen in einer

Situation Trost spenden, die selbst teuflisch ist: körperlich kann er diese Menschen nicht retten, subjektiv ist er von der Unschuld der Menschen überzeugt, objektiv gehorcht er vorgegebenen Verfahrensregeln und wird deshalb von den Menschen nicht als Tröster anerkannt?

Spee war der Meinung, dass diese Situation das eigentlich Teuflische darstellt. Eine Situation, der weder der unschuldig Verurteilte noch der Pastor selbst entkommen kann. In der berühmten 13. Übung des 3. Kapitels in dem „Gülden Tugend-Buch“ hat Spee diese Situation zum Anlass genommen, um über die Hoffnung zu meditieren. Diese Sätze stellen die beste Zusammenfassung seiner *cautio criminalis* dar: ... *Stelle dir vor, wie auf der ganzen Welt unzählbar viele arme gefangene Sünder und Sünderinnen, Schuldige und Unschuldige bei Christen und von Christen und Ketten und Kerkern liegen. Viele werden unschuldig gefoltert, gepeinigt, gereckt, gegeißelt, geschraubt und neuen grausam unmenschlichen Martern unterzogen, müssen unter unausstehlichen Schmerzen von sich und anderen bekennen, was sie sich nie haben vorstellen können, und selbst wenn sie vor Gott tausendmal unschuldig sind, will man es ihnen doch nicht glauben. Dazu können auch noch unwissende Beichtväter kommen, bei denen sie nicht nur Trost finden, sondern die sie auch noch ungestüm überfallen und innerlich peinigen, mehr als die Henker selbst: das, was die armen Menschen sagen oder klagen, sei alles nichts, so lange sie sich nicht schuldig bekennen. Es kann also kommen, dass kein Heulen noch Weinen, kein entschuldigen noch herausreden, weder dies noch das ihnen hilft, sie müssen schuldig sein. ... Da kann es geschehen, dass man ihnen sagt: Der Teufel selbst stärke sie und halte ihre Zunge fest, dass sie nicht bekennen können. Deshalb müssen sie schuldig sein und als Unbußfertige und Verstockte noch grausamer als sonst hingerichtet werden. O Gott! Wenn dies geschehen sollte, was wäre das für ein Greuel? Was für eine Gerechtigkeit? Niemand wäre da, der so betrübte und bedrängte Herzen tröstet, der sie aufmuntert und ermahnt! Ja, wer das wollte oder könnte, würde nicht zugelassen, sondern die armen elenden Kreaturen, für die Christus am Kreuz gestorben ist, müssten in ihrem Kot und Gestank, voller Schmerzen an Leib und Seele ganz verlassen liegen und verschmachten!*“ Diese Situation selbst ist das Werk des Teufels – das ist die Meinung des Seelsorgers Friedrich Spee, der sich als Priester auf die Werke der Barmherzigkeit verpflichtet weiß, als Moraltheologe die Gerechtigkeit mit Füßen getreten sieht und als Christ daran glaubt, dass jeder Mensch von Gott geschaffen und von Jesus Christus erlöst wurde. Spee kennt die Situation der Beichtväter wie die der Beschuldigten in den Hexenprozessen genau: Nahm ein Angeklagter die Beichtgelegenheit wahr, galt das als

Schuldeingeständnis; tat er es nicht, wurde das als Beleg seiner Verbrüderung mit dem Satan gewertet; suchte er nur das Gespräch mit einem Priester, um sich Rat und Unterstützung zu holen, so konnte der Priester zur Aussage gegen ihn verpflichtet werden, denn es handelte sich ja nicht um eine Beichte. Es ist nicht nur das körperliche Martyrium der Angeklagten, das Spee als einen menschenunwürdigen Skandal ansieht, sondern auch die seelische Not aller Beteiligten, letztlich die Unmöglichkeit, Verzweifelten Trost zu spenden, die Spee empören und ihn zum heiligmäßigen Bekenner werden lassen.

Wir haben Friedrich Spee bereits als einen mutigen Mann kennengelernt, der das im Gewissen als richtig Erkannte auch ausspricht. Und wir haben ihn als einen messerscharf argumentierenden Theologen kennengelernt. Beides kommt in der *Cautio criminalis* zusammen. Am besten könnte man den lateinischen Titel seiner Bekenntnisschrift übersetzen mit „rechtliche Bedenken gegen die Gültigkeit von Hexenprozessen“. Das klingt nicht nach dem flammenden Aufruf einer Flugschrift, sondern nach einer gelehrten Abhandlung über Ordnung, Wahrheit, Gerechtigkeit und Wahrung der Menschenwürde in einem Rechtsverfahren. Genau das ist die *Cautio criminalis* in Form und Inhalt und so wird sie ihre bleibende Gültigkeit als Meilenstein in der Rechtsgeschichte behalten. Aber der Intention nach ist die das Bekenntnis eines mitleidenden Seelsorgers. Friedrich Spee ist sehr wohl der Meinung, dass es Hexen, Dämonen, Teufel und Satan gibt. Aber er leugnet, dass ihre Macht über Menschen stärker ist als die barmherzige Liebe Gottes. Die Mächte der Finsternis sitzen für Spee nicht auf der Anklagebank der Hexenprozesse, sondern an ganz anderen Stellen. Er nennt zuerst die Theologen und Prälaten, die gemütlich in ihren Studierstuben sitzen und mit ihren Theorien in höheren Regionen schweben, aber nichts von dem wissen, was in den Kerkern vor sich geht: *Gefängnisse zu besichtigen, mit bettelarmen Leuten zu sprechen, den Klagen der Unglücklichen Gehör zu schenken, das wäre ja auch unvereinbar mit ihrer Würde und ihren wissenschaftlichen Verpflichtung*, stellt er bitter fest. An zweiter Stelle nennt Spee die Juristen, für die die Hexenprozesse ein einträgliches Geschäft darstellen. Es folgen der unvernünftige Pöbel, der sich ungestraft durch Verunglimpfungen Gehör verschaffen kann, und dann die Hetzer, die eigentlich genau wissen, was sie anrichten. Schließlich geißelt er die Untätigkeit der weltlichen Obrigkeit. All diese Personengruppen machen sich zu Handlangern teuflischer Umtriebe.

In Trier verbleiben Spee nur noch knapp zwei Jahre bis zu seinem Tod, um seine geistlichen Dichtungen, die „Trutznachtigall“ und das „Güldene Tugend-Buch“, fertig zu

stellen. Aber es sind nicht die Häscher der Inquisition, die seinem Leben ein Ende bereiten, sondern es ist die Treue zu seinem eigenen Anspruch. Als es im März 1635 zu Kämpfen mit den Französischen Besatzungstruppen in Trier kommt, pflegt Spee die Verwundeten schon auf dem Schlachtfeld und erreicht den freien Abzug der gefangenen Franzosen. Als im Sommer eine Seuche die Stadt überzieht, finden wir Friedrich Spee als Seelsorger und Pfleger in den Hospitälern. Er infiziert sich dabei und stirbt vor 380 Jahren am 7. August 1635. In der Gruft der ehemaligen Jesuitenkirche in Trier befindet sich ein Steinsarkophag mit der Inschrift „Hier ruht Friedrich Spee“. Aber der Menschenfreund Friedrich Spee, der Missionar, Seelsorger und Bekenner ruht nicht, weil er uns nicht in Ruhe lässt.